



Leseprobe aus:
Ulla Lachauer
Ritas Leute
(S. 9 - 21)



Sie hatten wohl Besuch!» Vielleicht hat mit diesem Satz alles begonnen? Vielleicht war es die kleine, mit gewissem Nachdruck vorgetragene Frage, die den Stachel in mir hinterließ, der nicht mehr herauswollte und aus dem im Laufe vieler Jahre der Baum eines weit verzweigten Abenteuers wuchs. Eine Nachbarin hatte sie gestellt, an einem sehr frühen Morgen im März, als wir am Briefkasten zusammenstießen. Gegen alle Regeln der Diskretion, die in unserem bürgerlichen Mannheimer Mietshaus herrschen, wünschte sie Auskunft über unseren Besuch. In ihren Augen blitzte es, sie schienen ein Donnerwetter anzukündigen. «Eine Nachtigall», flüsterte sie, «sie hat gesungen wie eine Nachtigall.»

Am Vorabend hatten offenbar im ganzen Haus die Wände gewackelt, war Gesang aus unserer Mansarde im fünften Stock bis hinunter ins Parterre gedrungen. «Eine junge Sopranistin», begann ich zögernd. Die Nachbarin, sichtlich begeistert von der nächtlichen Vorstellung, fiel mir ins Wort. «Mein Mann meinte, das kann nur Russisch gewesen sein.» – «Ja, eine russische Sopranistin, Rita Pauls.» Der Klarheit halber fügte ich hinzu: «Keine Russin, keine echte, eine Deutsche aus Karaganda.» – «Kara was?» – «Karaganda. Das liegt hinter dem Ural, östlich davon und dann rechts.» – «Da unten gibt es deutsche Sängerinnen?» – «Wie Sand am Meer», behauptete ich kühn. «Deutsche, russisch sprechende Deutsche, obwohl das Kasachstan ist.»

Wie konnte ich der Nachbarin erklären, was ich selbst nicht verstand. Damals wusste ich über Rita Pauls nichts weiter, als

dass sie in diesem Karaganda zu Hause war, irgendwo in der kasachischen Steppe, wo es schwarzweiß gestreiften Schnee geben soll und sie Gesang studiert hatte sowie andere Dinge, die man in Deutschland besser nicht ausposaunt – zum Beispiel in 7 Sekunden eine Kalaschnikow auseinander nehmen und in 13 Sekunden wieder zusammensetzen.

Auf Katzenpfoten, um die Schlafenden nicht zu stören, schlich ich die Treppe hoch. Im Schutz des Morgengrauens machte ich in jedem Stockwerk ein bisschen Halt. Ich fragte mich wie schon oft, wer eigentlich in dem stillen Haus wohnt, das nach dem Zweiten Weltkrieg solide und sachlich wieder aufgebaut wurde, hinter den zwölf blassgelben Stahltüren (die dreizehnte ist die unsere), die gegen Sopranstimmen gut gerüstet sind und Wohnungen verbergen, in die ich noch nie oder nur mal einen flüchtigen Blick geworfen habe. Die meisten sind keine Hiesigen, weder Mannheimer noch Kurpfälzer. Es gibt ein Ehepaar aus Hamburg und waschechte Berliner – Ausgebombte, soweit ich weiß. Stockwerk für Stockwerk stellte ich sie mir vor: den rotbackigen Herrn vom oberschlesischen Dorf, die aus Bukarest gebürtige Doktorin der Chemie, die unseren Hausflur mithilfe von Efeu, Kakteen und enormen Trompetenbäumen in eine Orangerie verwandelt hat, und ihren Mann, einen Siebenbürger Sachsen, der sich für einen Ungarn hält und Mehlspeisen liebt. Den eleganten, vermutlich aus der Königsberger Ecke stammenden Kapellmeister mit der Stahlplatte im Schädel. Den gewesenen Ingenieur, der Ikonen malt und nach jedem Sommerregen Pilze sammeln geht, und die mit ihm über ein halbes Jahrhundert verheiratete passionierte Kaffeehausgängerin, beide aus Mährisch-Ostrau.

10 An diesem Morgen, als ich zusammentrug, was von zehn Jahren Tratsch im Flur hängen geblieben war, wurde mir klar: Gut die Hälfte der Bewohner kommt aus dem Osten. Würde



Rita Pauls und Swetlana Popowa, 1995

man die Lebenswege in eine Landkarte eintragen, eine Hausversammlung einberufen und die dazugehörigen Geschichten auf die Tagesordnung setzen ... nicht auszudenken, das Durcheinander. «Mährisch was?» – «Ach so, unweit der Puszta?» – «Vertrieben im Mai oder schon vorher?» – «Nein, kein Russe. Ein Marokkaner hat mir mit dem Spaten auf den Kopf gehauen.» Aber darüber spricht man nicht, das 20. Jahrhundert ist ein Tollhaus. Eine Nachbarschaft auf Distanz hat viel für sich.

Deutsche Zufälle

Das Auftauchen einer russischen Nachtigall in unserem Haus war ungewöhnlich und irgendwie auch nicht. Es war das Ergebnis von Verwicklungen, die ein Dreivierteljahr vorher ihren Anfang nahmen, und zwar am nördlichen Polarkreis. Dort, in der russischen Taiga am Fluss Pinega, hatte ich einen Film über ein Dorf gedreht. Wir waren die ersten Ausländer, die in dem abgeschiedenen Waldgebiet aufkreuzten, und wir kamen äußerst ungelegen in der Zeit der weißen Nächte, wenn alle rund um die Uhr in der Heuernte stecken. Trotzdem wurde unser Fernsehteam in Kobelowo herzlich empfangen und umsorgt. Mich erstaunte, wie gut die Leute ihr Leben meisterten. Sie bauten ihre hölzernen Häuser selber, viele Frauen konnten noch spinnen und weben. Obgleich sie jahrzehntelang als Traktoristen, Melkerinnen oder Holzfäller im Kolchos gearbeitet hatten, beherrschten sie fast alle Tätigkeiten freier Bauern, den Ackerbau in den extrem kurzen Vegetationsperioden, Viehzucht, Fischfang und Jagd. Kobelowo war praktisch autark, nur wenige Probleme konnte das 180-Seelen-Dorf nicht selber lösen.

Die Tragödie mit Swetlana Popowa, der jungen Tierärztin, die bei einem Autounfall ein Bein verloren hatte, war so ein Fall. Und da man in Russland zwar Leute in den Kosmos schießen, aber keine modernen Prothesen bauen kann, schleppte sie sich mit einem klobigen Holzbein durchs Leben. Einer spontanen Eingebung folgend, lud ich sie nach Deutschland ein. Niemals zuvor hatte ich mich daran beteiligt, einen Menschen, und sei es aus humanitären Gründen, aus seinem Kulturkreis herauszureißen. Gewiss waren die Zeitläufte im Spiel, 12 viele Deutsche folgten damals, als der Osten sich öffnete, ähnlich verrückten Impulsen.

Trotz arger Zweifel, ob Swetlanas Hoffnungen erfüllbar wa-

ren, organisierte ich alles Nötige. Ehrenamtliche Helfer waren schnell gefunden, nur Dolmetscher fehlten noch. Vom schwarzen Brett des Mannheimer Fachbereichs Slawistik hatte mein Mann einen Zettel «SOS. Hilfe für Erstsemester!» gepickt und unter der dort angegebenen Telefonnummer sein Anliegen hinterlassen. Es meldeten sich zwei Studentinnen mit ausländischem Akzent, Irene und Lilly. Später rief Irene noch einmal an: «Kann ich meine Freundin Rita mitbringen, sie singt und spielt Gitarre. Oder ist das nicht angebracht?» In der Nacht vor ihrer Ankunft sah ich Swetlana im Traum mit der westlichen Prothese auf der verschneiten Dorfstraße umfallen.

Es war Swetlanas 24. Geburtstag. Und die Einzige, die am Beginn dieses Abends nicht befangen schien, war sie. Swetlana hatte die erste große Reise ihres Lebens hinter sich und schon am Flughafen verkündet, sie wolle bald wieder tanzen. Auch die drei von der Uni waren verblüfft über die strahlende junge Fremde. Die wiederum wunderte sich über die Mannheimer Studentinnen – sie waren allesamt Russlanddeutsche. Bis 1989 hatten unsere Gäste, vier ungefähr gleichaltrige junge Frauen, in derselben Sowjetunion gelebt. Sie warfen einander die Namen ihrer Herkunftsorte zu. «Togliatti an der Wolga», sagte Irene, die anderen nickten: «Aha, die Autostadt.» Lilly nannte Taschkent: «Natürlich, Usbekistan, Baumwolle, die Seidenstraße ist nicht weit.» Karaganda, Ritas Kinderheimat, war geläufig unter dem Namen «die Sträflingsstadt». Vom Dorf Kobelowo hatten die Städterinnen natürlich noch nie gehört.

Alle wollten unbedingt den Dokumentarfilm über Kobelowo angucken. In einer der ersten Einstellungen ist Swetlanas Großtante zu sehen, wie sie frühmorgens in hohen Gummistiefeln im Fluss Pinega steht und den Wasserstand misst. Umständlich zieht sie das uralte Gerät, angeblich noch aus Zarenzeiten, zum Ablesen heraus, sucht in der Kitteltasche nach der Brille, das Gummiband, an dem sie baumelt, verheddert

sich ... Swetlana juchzte. Sie juchzte bei jedem Gesicht, das auftauchte, kommentierte alles, die Frisuren, den Zustand der Zäune, die Mücken. Sie lächelte Tränen über die heldenhaft schwadronierenden Kriegsveteranen, lobte die groß gewachsenen Gurken im Gewächshaus einer Nachbarin und behauptete allen Ernstes, dass es dabei nicht mit rechten Dingen zugehe, die Nachbarin sei nämlich eine Hexe. Lilly, Rita und Irene sahen gebannt zu. Das Dorf und der Dorftratsch schienen ihnen vertraut, erinnerten sie an die Sommerferien, die sie vor Urzeiten und fern von hier bei ihren Großmüttern auf russischen Dörfern verbracht hatten.

Wir sprachen lange über Kobelowo, und es kam, wie es in Russland immer kommt, irgendwann ging das Erzählen in Gesang über. Rita schnappte sich die Gitarre, gab den Ton an für eine der Schnulzen, die Steine erweichen, über «Moskauer Nächte» oder die «Schwarzen Augen» der Zigeuner. Die anderen sangen mit. Rita stimmte immer neue Lieder an, russische Volksweisen, Liebesromanzen, Schlager aus Sowjetzeiten, Poeme von Alla Pugatschowa und dem legendären Barden Wladimir Wyssotzkij. Sie lockte uns von der Traurigkeit in den Übermut, jagte uns durch den ganzen Dschungel menschlicher Gefühle. Nach einer Weile löste sich die Solistin vom Chor, verstieg sich, nicht ganz textsicher, in italienische Arien. Ihr Sopran war bemerkenswert, fähig zu unglaublicher Zartheit wie zu dramatischen Effekten. Rita machte aus allem ein Schauspiel, ihr helles Gesicht und ihr barocker Körper spielten mit, selbstbewusst und beinahe uneitel.

Der Abend in seiner merkwürdigen Dynamik erinnerte mich an meine allererste Begegnung mit Moskau. Ich war fast noch ein Kind, die Kuba-Krise war gerade vorüber, und in das
14 Gerede der Erwachsenen vom «bösen Iwan» mischte sich ein Lied aus Frankreich. Darin begegnet ein Tourist aus Paris auf dem Roten Platz der blonden russischen Stadtführerin «Na-

thalie», es schneit, sie flirten. «Après le tombeau de Lenine, on irait au Café Puschkine ...», mit meinem damals noch armen Französisch habe ich mir die Details des Chansons von Gilbert Bécaud zusammengereimt, bis zur letzten Strophe, der champagnerseligen Runde im Moskauer Studentenheim, wo die Welten durcheinander wirbeln, «Moscou, les pleines d'Ukraine, les Champs-Élysées, on a tout mélangé et on a chanté.» So wünschte ich mir das Leben – leicht, ohne Grenzen, ein bisschen rätselhaft.

Das Fest endete nach Mitternacht, wir nahmen es als gutes Omen. Heute bin ich mir ganz sicher: Ohne die russlanddeutschen Dolmetscherinnen wäre das Unternehmen gescheitert. Da ihnen beide Welten aus eigenem Erleben zugänglich waren, konnten sie wirkliche Vermittlerinnen sein. Zum Beispiel Swetlanas Geschichten über den Polarwinter, wo man sich selbst auf zwei gesunden Beinen nur mit Mühe fortbewegen kann, in die Expertensprache des Orthopädietechnikers übersetzen. Oder Swetlana dessen Bedenken über die Materialermüdung unter Einfluss extremer Temperaturschwankungen in konkrete Anweisungen umwandeln – leg dich nicht auf die Ofenbank, geh auf Krücken in die Badestube. Sie halfen der Verschämten schwesterlich, die Situationen der Entblößung zu überstehen. Und sie erklärten dem Krankengymnasten, dass seine sportiven Ideale mit dem Körperbewusstsein einer Russin vom Lande nicht zusammengehen.

Nach sechs Wochen war die voraussichtlich dorftaugliche Prothese fertig. Rita Pauls schlug vor, den Abschied in der Karlsruher «Russendisko» zu feiern, wo sie gelegentlich als Sängerin auftrat. Der Saal der Bierwirtschaft war brechend voll, um die dreihundert junge Leute in mondäner Abendkleidung drehten sich auf der Tanzfläche. Swetlana lag noch etwas unsicher und quietschvergnügt in den Armen meines Mannes, der seinerseits glücklich war, als lausiger Tänzer nicht so sehr

aufzufallen. Oben im Rampenlicht sang Rita, eigens für die beiden, den Superhit «Montecarlo», der damals aus New York, aus dem russisch-jüdischen Stadtteil Brighton Beach, herübergeschwappt war. An diesem Abend begann ich etwas von der fremden Welt zu ahnen, die es in Deutschland gibt.

Rückblickend scheint mir, ohne die Nähe zu Swetlana und ihrem vernarbten Beinstumpf hätten Rita und ich einander nicht so vertrauen können, wie es für das Abenteuer nötig war. Es bahnte sich langsam, sehr langsam und umständlich an. Wir hielten mit Rita und Irene lockeren Kontakt, riefen an, wenn Briefe von und an Swetlana zu übersetzen waren. Ab und zu gingen wir zusammen essen, oder Rita lud ins Konzert ein, das sie in einem Jugendheim oder Arbeitersportverein gab. Einmal sah ich sie in Straßburg auf der Bühne fast in Ohnmacht fallen. «Weißt du», sagte sie danach, «das ist das Schlimmste, was einer Diva passieren kann!» Die Moderatorin trug die gleiche hautenge, schwarzsilberne Robe wie sie. Ich bewunderte, mit welcher Grandezza Rita nach einer Schrecksekunde wiegenden Schritts ans Mikrophon trat und das Publikum anlächelte. Dabei musste ich an die Geschichte denken, die sie mal beiläufig erzählt hatte, wie sie als Kind bei der Babuschka in Sibirien das Joch mit den schweren Wassereimern balancierte und den «Mannequingang» übte.

Die russische Nachtigall

Bei aller Zuneigung blieb eine gegenseitige Scheu, das Bewusstsein des Ungewöhnlichen. Mein Mann und ich waren die einzigen «richtigen Deutschen», mit denen Rita und Irene verkehrten. Sie waren die einzigen Russlanddeutschen, mit denen wir verkehrten. Dem Alter nach hätten sie unsere Töchter sein können. Manches an ihnen, ihre Höflichkeit etwa oder

ihre altmodische Koketterie, erinnerten uns an die Mädchen von früher. Wir bewunderten, wie geübt sie waren in der hierzulande fast ausgestorbenen Kunst, Blicke sprechen zu lassen.

Die beiden waren im Sommer 1989 mit neunzehn bzw. siebzehn Jahren in die Bundesrepublik gekommen, hatten sich im Deutschkurs kennen gelernt. Seitdem waren die zierliche, dunkelhaarige Irene aus Togliatti an der Wolga und die hellblonde, stämmige Rita aus dem Norden Kasachstans Freundinnen. Aus Gründen der Vernunft, weil es als aussichtsreich galt, studierten sie Betriebswirtschaft und Slawistik, Irene mit geradezu störrischer Zielstrebigkeit, Rita eher halbherzig. Sie konnte sich nur schwer vorstellen, als Managerin im Ost-West-Geschäft glücklich zu werden, verfolgte neben dem Brotberuf die in Karaganda begonnene Laufbahn als Sängerin weiter. Fünf oder sechs Jahre waren seit der Ausreise vergangen, genügend, um sich in Mannheim heimisch zu fühlen.

Irgendwann traf ich Rita in der Straßenbahn, ich kam vom Markt, sie wollte zu ihrer russischen Friseurin. «Ah, du hast Lauch gekauft?», fragte sie. «Der oder das Lauch?» Wir plauderten, und mir fiel auf, dass sie die Sätze merkwürdig verdrehte. «Ich geh jetzt Knochen waschen», rief sie im Aussteigen, «das ist das Schönste beim Friseur!» «Knochen waschen» bedeutet auf Russisch so viel wie Tratsch, einen Menschen sozusagen bis aufs Skelett entblößen. Obwohl wir uns selten sahen, bemerkte ich bei Rita Anzeichen einer Veränderung. Ihr Deutsch wurde schlechter. Sie schien ernsthaft zu überlegen, ihren Traum vom Singen aufzugeben. Immer wieder klagte sie über ihre deutsche Gesangslehrerin, die sie in Atemtechnik trietzte, zu wenig Raum bot für das Singen an sich. Sie zweifelte, ob sich die teuren Privatstunden lohnten, für die sie in der Fabrik arbeiten und auf Festen singen musste, manchmal auch auf der Straße. Ewig dieselbe russische Folklore, Zigeunerliebe, Birken, Moskauer Nächte – es hing ihr zum Halse raus.

Des Öfteren sprach sie jetzt von Karaganda, wo sie längst auf der Bühne stünde. Wo sie, hätte der Vater seinerzeit die Ausreise nicht so forciert, zumindest die Musikfachschule hätte abschließen können. Eine Art Nostalgie, dachte ich, ausgelöst durch Zukunftsangst. Weiterstudieren oder nochmal umsatteln, beides war ein Luxus, den sie den Eltern schwer begreiflich machen konnte. Diese hatten in Kehl an der französischen Grenze ein Haus mit Garten gekauft und sich hoch verschuldet. Und ausgerechnet jetzt hatte der Vater seinen sicher geglaubten Arbeitsplatz bei einer Baufirma verloren. Auch bei Lena, Ritas älterer Schwester, die mit ihrem Mann Oleg und Söhnchen Pascha in demselben Haus lebte, war es knapper geworden. Denn der russische Laden, den sie betrieb, hatte Konkurrenz bekommen.

Rita liebte – erklärtermaßen – ihre Freiheit, um keinen Preis hätte sie zu Hause leben mögen. Und sie liebte ihre anderthalb Stunden entfernte Familie selbstverständlich und innig. Gelegentlich erzählte sie von ihren Besuchen, von ihrem Vater Heinrich und der Mutter Anastasia, die eine Russin ist, von ihrer Großmutter Maria Pauls, einer frommen Mennonitin, und der ganzen großen Sippe um sie herum, die mit vereinten Kräften ein Haus nach dem anderen baute. Einmal brachte sie von ihrer Mutter, die eine talentierte Gärtnerin zu sein schien, seltsame, herzförmige Tomaten mit. So genannte Ochsenherztomaten, ihre besondere Spezialität – zur Erntezeit gäbe es regelrechte Menschaufläufe, so heiß begehrt seien sie. Ich mochte Ritas Übertreibungen; allerdings hielt ich auch einiges für übertrieben, das sich später als wahr herausstellte. Zum Beispiel die Erwähnung, ihre schöne Mutter habe einen Buckel und eine Cousine in Kanada sei eine Eskimo.

18 Eines Tages verkündete Rita: «Mein Vater ist Kapitalist geworden!» Kapitalist, das hieß: Er hatte sich, weil ihn die Arbeitslosigkeit zermürbte, eine selbständige Beschäftigung ge-

sucht. Jeden Samstag lud er aus Lenas Laden Rosenporzellan und geblümete chinesische Decken, geräucherten Fisch, russische Bonbons, Videokassetten, Bibeln und so weiter in seinen VW-Bully und fuhr über Land, hielt mit seinem rollenden Kiosk vor den Lagern und Übergangwohnheimen, wo die neu angekommenen Russlanddeutschen lebten.

Rita sorgte sich sehr um ihren Vater. In Karaganda war er Kranführer gewesen, hatte immer «wie ein König» im Mittelpunkt der großen Baustellen gestanden. «Ich habe Heimweh nach meinem Kran», seufzte er oft. Die Mitteilung, die Rita mir über seine Traurigkeit machte, war verbunden mit einer anderen, dass sie selbst wieder mehr an Karaganda denke. Warum Wika, die Busenfreundin ihrer Schulzeit, nicht mehr schrieb. Wie es wohl Tante Milja gehen mochte, der koreanischen Nachbarin, die so gut kochte. Vielleicht ist Trauer ein zu starkes Wort, vielleicht war es auch nicht so sehr Trauer als vielmehr ein Befremden gegenüber der Stadt, in der sie als Kind glücklich war. Ich glaube, ihr wurde zum ersten Mal bewusst, dass dort vor ihrer Geburt, nicht sehr lange davor, schreckliche Dinge geschehen waren.

Wer waren die Menschen, deren Knochen ihr Vater häufig beim Ausheben einer neuen Baugrube gefunden hatte? Wie kam Tante Milja in die kasachische Steppe? Oder Wikas Mutter, die Griechin ist? Oder Ritas eigene Großeltern, also Deutsche von der Wolga? Solche Fragen, die zu Perestroikazeiten aufgetaucht und dann im Trubel der Ausreise wieder verloren gegangen waren, beschäftigten Rita. Sie hatte ein Gespräch mit ihrer Großmutter aufgenommen, zusammen mit ihrem älteren Cousin Heinrich setzte sie der Achtzigjährigen zu: «Oma, schreib es auf. Du musst das tun.» Maria Pauls sträubte sich. «Wieso ich, so viele Leute haben das gleiche Schicksal.»

19

Vieles aus den Jahren der eher flüchtigen Verbindung mit Rita ist mir entfallen. Aber an den Abend im italienischen Re-

staurant, als Rita erzählte, wie ihre Großmutter Witwe wurde, erinnere mich genau. Sie kam gerade aus Kehl zurück, wir aßen, sprachen über Trennkost und alles Mögliche, und beim Nachtsch rückte Rita mit der Geschichte raus.

Also: Damals, 1942, ist Maria Pauls sechsundzwanzig und mit dem dritten Kind schwanger. Sie hat einen guten Mann an ihrer Seite, ein seltenes Glück in diesen Zeiten und nach all dem, was vorausgegangen ist. Zehn Jahre ist es her, dass ihre Familie zusammen mit vielen Landsleuten aus Lysanderhöh, einem Dorf an der Wolga, herausgerissen, in Viehwaggons gesteckt und in Nordkasachstan, auf der nackten Steppe, ausgeladen wurde. Gut vier Jahre sind vergangen, seit sie einen Landsmann zum Heiraten gefunden hat, den Schachtarbeiter Heinrich Pauls. Die junge Familie lebt in einer Baracke am Rande der wilden, wachsenden Stadt Karaganda, in die immer neue Verbannte und Häftlinge gebracht werden. Eines Tages im Herbst 1942 passiert es: Heinrich Pauls wird verhaftet, und er kommt nicht wieder.

Rita erzählte in allen Einzelheiten nach, was sich im September 1942 und in den folgenden Monaten zugetragen haben soll. Sie sprach von dem zerfledderten Brief, den sie in Händen gehalten hatte, dem letzten ihres Großvaters an sein «liebes Mariechen». Sie endigte mit der Feststellung, ihre Großmutter habe nach dem Eintreffen der offiziellen Todesnachricht immer noch auf ihn gewartet. Jahre, vielleicht Jahrzehnte habe sie jeden Punkt am Horizont fixiert, ob sich da aus der weiten Steppe nicht ein Mensch näherte, der ihr Heinrich sein könnte.

An diesem Abend beim Italiener sprang ein Funke über. Seitdem spitzte ich die Ohren, wenn auf der Straße oder im
20 Bus russische Laute und verschiedene Arten von gebrochenem Deutsch zu hören waren. Im Stadtbild erkannte ich plötzlich die alten Frauen an ihren Rosenkopftüchern und

dem bäuerlich schweren Gang und die grell geschminkten jungen Mädchen, und ich bildete mir ein, dass sie wöchentlich mehr würden.

«So viele Schicksäle», dachte ich, in Gedanken Ritas Ausspruch zitierend. «Schicksäle» – einer von Ritas Fehlern, die mich entzückten, eine Schöpfung, die etwas Räumliches in ein schillerndes, dunkles Wort bringt. Die Schicksäle, der Schicksaal im Singular, warum nicht? Das Leben ist ein Saal, in den man geschickt wird, das Geschick ist ein Raum. Und wenn man zu einem fremden Leben Zugang haben möchte, muss man eine Tür öffnen oder eine Wand einreißen.

Eines Tages erappte ich mich dabei, wie ich probeweise die Zahl der Säle durchrechnete, die ich im Falle eines Falles betreten müsste, und kam auf mindestens acht. Im weiteren Nachdenken darüber wurde mir bewusst, dass meine Neugier auch einen kleinen privaten Grund hatte. Karaganda war der Ort, an dem mein Schwiegervater in Kriegsgefangenschaft gewesen war, und diese Koinzidenz schien mir nützlich, irgendwie ermutigend.

Eine ganz normale Familie

Unter einem Vorwand bat ich Rita, mich bei nächster Gelegenheit nach Kehl mitzunehmen. An einem Sonntag im Januar saß ich schließlich am Kaffeetisch inmitten einer wildfremden Familie. Wir aßen Pelmeni und Torte, sprachen über nichts Ernstes, Russisch und Deutsch durcheinander. Mein erster, alles beherrschender Eindruck war, wie grundverschieden die Familienmitglieder waren. So wenigstens kam es mir vor, besonders der Abstand zwischen den Generationen schien mir so gewaltig, als gehöre jede einer anderen Epoche an: Rita und Lena, selbstbewusst und sexy, nur wenig anders als ihre hier